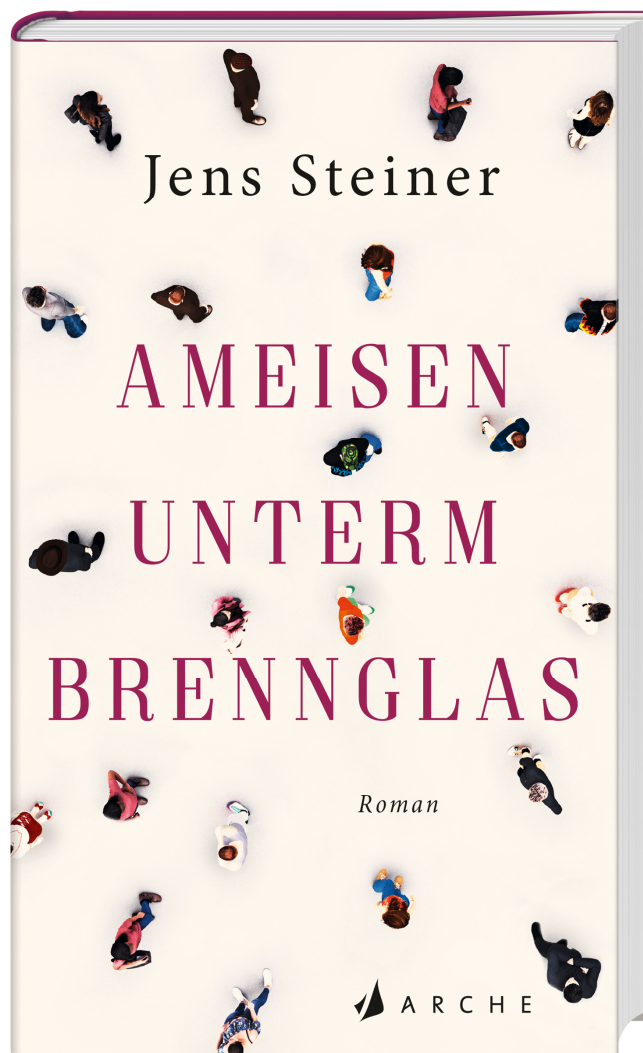


Leseprobe aus:

Jens Steiner

Ameisen unterm Brennglas

Roman



Das Buch erscheint am 21. August 2020

Weitere Informationen: www.arche-verlag.de

© Arche Literatur Verlag AG Zürich-Hamburg 2020



Am 21. August 2020 erscheint "Ameisen unterm Brennglas des Schweizer Autors Jens Steiner im Arche Literatur Verlag - ein großer Roman über die Suche nach Halt in einer Welt, die wir nicht mehr verstehen, und ein entlarvendes Psychogramm unserer gegenwärtigen Gesellschaft.

Eine Serie von Gewaltakten erschüttert die Schweiz: Ein unbekanntes Paar steckt ein Haus in Brand, schießt auf eine Raststätte, nimmt eine Geisel. Die Medien schreiben den Taten sogleich verschiedenste terroristische Hintergründe zu. Auch die Bevölkerung versucht, sich einen Reim auf die Vorkommnisse zu machen, unter ihnen: Toni Manfredi, der in seiner Wohnung im achtzehnten Stock eines Hochhauses beim Fernsehen obsessiv Krippenfiguren schnitzt. Martin Boll, der immer mehr den Zugang zu seiner konsum- und smartphoneabhängigen Familie verliert. Regina, Mutter eines umherstreunenden Zehnjährigen, deren viele Ehrenämter sie zunehmend den Verstand kosten. Sie alle wünschen sich Halt und Stabilität, doch ihre Welt gerät immer mehr aus den Fugen. Darauf reagieren sie mit Resignation - oder mit lautstarker Entrüstung und Aggression.

Jens Steiner

Ameisen unterm Brennglas

Dienstag

I

Der Schmutz auf dem Fensterrahmen wirkt wie hauchdünne Flechten, das verblechte Sims ist übersät mit toten Fliegen. Wolken Spiegelbilder ziehen über die Fensterscheibe. Im schummrigen Raum dahinter steht eine Vitrine mit Nippsachen, an der Wand daneben eine Fotogalerie: Familie, Kegelclub, Geburtstagsfest, Fußballmannschaft. Darunter ein Sofa und eine Topfpflanze, im Hintergrund ein Tisch. Weiterhin eine Kaffeetasse, halbfertige Schnitzfiguren, eine große Landkarte und ein Mann auf einem Stuhl. Wie ein gemaltes Bild sieht das alles aus. Nur wer sehr lange hinschaut, bemerkt, dass es sich bewegt.

Toni Manfredi greift zur Kaffeetasse. Schlürft. Und beugt sich wieder über die Landkarte. Er liebt Landkarten. Die Übersicht, die sie einem verschaffen. Alles da, auf einen Blick. Er besitzt sämtliche 1:50'000er-Karten der Schweizer Landestopografie. Stets griffbereit liegen sie in der ersten Schublade unter der Vitrine. Er greift oft auf sie zurück.

Eben gerade war im Radio die Rede von Würenlos. Genauer gesagt von der dortigen Autobahnraststätte. Der Fressbalken, weitherum bekannt. Tanken ist nebensächlich, hier macht man in erster Linie Rast, um sich den Bauch vollzuschlagen. Mit dem Restgeld wird geshoppt. Toni selber war auch schon da, ist aber Jahre her. Als er noch Fußball spielte und alle paar Wochenenden eine Auswärtspartie hatte. Ein Balken war das tatsächlich, was da quer über den vier Spuren thronte. Aber wo der genau stand, das wusste Toni bis eben gerade nicht mehr. Irgendwo im Aargau. Irgendwo mittendrin in diesem helvetischen Mittelland. Darum hat er die Karte hervorgeholt.

Was ist nur mit dieser Welt los? Gestern das brennende Haus, diese Nacht die Schießerei am Fressbalken. Reiner Zufall, sagt der gesunde Menschenverstand. Aber manchmal kommt so vieles in kurzer Zeit zusammen, dass man sich halt doch seine Gedanken macht. Noch hat es

keinen Krawall gegeben im Land. Aber die Vorboten. Die sind jetzt da. Ja, Romanshorn und Würenlos sind die Vorboten von dem, was noch kommt. Und natürlich auch die Echos von dem, was bereits war. Paris, Brüssel, London und Istanbul. Das ganze Übel dieser Gegenwart. La maledetta malattia. Und alle glauben, die verdammte Krankheit erklären zu müssen, alle meinen, sie seien Doktor Wasweißich und könnten ihr Stethoskop an die Brust des Heute halten: Aha-aha-aha, ich sehe, na, hab ich mir schon gedacht. Doch genau das ist es, was den Krawall auf den Plan ruft, dieses unablässig überall herausposaunte Ich-sag-euch-jetzt-was-hier-schiefläuft.

Andererseits, aus dem Nichts kommt es ja auch nicht. Irgendwo muss das Futter liegen, von dem sich diese Herumexpertiererei ernährt. Wer sich hier in Bern-Bethlehem umschaute, braucht jedenfalls nicht lange zu suchen. Die Nationalflaggen auf den Balkons zum Beispiel. Ist es sinnvoll, wenn einer, der, sagen wir mal, vor dreißig Jahren in Mitrovica geboren wurde und seit zwanzig Jahren in Bern lebt, heute ständig und überall seine Albanerflagge herzeigt? Die Flaggen sind nicht das Einzige. Da wären auch noch die Abfallsäcke, die regelmäßig in der Zufahrt zum Gebäude stehen. Wo sie natürlich nicht hingehören. Sollte eigentlich jeder wissen. Tut er auch, weil er von der Gemeinde jedes Jahr aufs Neue die Abfallbroschüre nach Hause geschickt bekommt. In zehn Sprachen. Hält sich aber nicht an das, was da drinsteht, dieser verflixte Jeder. Und schon fängt das Herumgifteln an, porca miseria!

Tonis Finger liegt noch immer auf Würenlos. Kleiner unscheinbarer Ort im östlichen Aargau, kurz vor dem Zürcher Siedlungsbrei. Ganz anders die Raststätte. Seit Jahrzehnten eine Legende. Da also haben die Terroristen geschossen. Genau zwanzig Schüsse, hieß es im Radiobericht. Keine Toten zum Glück. Nicht mal Schwerverletzte. Nur eine geborstene Fensterfront und ein paar zerlöchernte Autokarosserien. Was das wieder für ein Gerede gibt! Die Uhr zeigt 8:31 Uhr an. Toni springt auf und schaltet den Fernseher ein. Das lokale Frühstücksfernsehen macht alle halbe Stunde einen Newsflash, eben gerade ist der Bericht von der Raststätte zu Ende gegangen. Interview mit einem LKW-Fahrer, der Zeuge des Geschehens war.

Was genau vorgefallen sei?

»Da war ein Mann, mit Batman-Maske. In der Hand ein Sturmgewehr. Hat wie ein Verrückter geschossen und herumgeschrien.«

Was der Mann denn geschrien habe?

»Ich war ja weit weg. Hinten am Zaun. Aber es hat wie ›Tod dem Kardinal‹ geklungen.«

Tod dem was?

»Kardinal. Oder so.«

Tod dem Kapital?

»Vielleicht. Oder Kannibal. Ich finde allerdings, es hat wie Kardinal geklungen.«

Ob der Mann allein gewesen sei.

»Da war noch eine Frau. Älter. Auch sie hat etwas geschrien.«

Was denn?

»Helmut!«

Wie bitte?

»Helmut hat sie geschrien. Oder Heilbutt. Irgend so etwas.«

Heil Hitler?

»Nein. Die war kein Nazi.«

Und sonst?

»Eine zweite Frau. Die hat wahrscheinlich zum Mann mit der Maske gehört. Ihr Gesicht habe ich nicht gesehen, weil auch sie eine Maske aufhatte, aber irgendwie hatte sie etwas Indianerhaftes.«

Etwas Indianerhaftes?

»Wegen der Haare, der halbdunklen Haut, und überhaupt. Wie sie sich bewegt hat. Wie Nscho-tschi, die Schwester vom Winnetou.«

(...)

Toni stellt auf leise, geht zur Balkontür. Draußen schleicht er hin und her wie ein Tiger in seinem Käfig. Immer wieder Nachrichten gucken macht's auch nicht besser, er weiß es ganz genau. Solche Sachen können ihm grausam nahegehen, auch das weiß er, aber so schlimm wie heute war es schon lange nicht mehr. Gestern Romanshorn, Antisemiten wahrscheinlich, und heute die Antikardinalisten von Würenlos. Oder Antikapitalisten oder was auch immer.

Die Krankheit der Gegenwart, denkt er und schnappt nach Luft. Niemand weiß, was wirklich los ist, und genau das macht alles noch schlimmer.

Denn jetzt meinen alle, sie seien Doktor Soundso und schon fallen die gleichen Stichworte wie immer und dann geht's gleich weiter mit den Gifteleien. Die man auch zur Genüge kennt. Nazis, Juden, Kapitalisten. Aber das ist noch nicht alles, Toni spürt das. Er kann es nicht erklären, doch etwas in ihm weiß, dass das noch nicht alles ist. Die Damen und Herren Doktor horchen an der Gegenwart und spucken die üblichen Stichwörter aus, drehen sich im Kreis, aber eigentlich müssten sie weitergehen, über die Stichwörter hinaus. Zu den Flaggen und den Abfallsäcken zum Beispiel. Auch zu den Sturmgewehren, die in den Kleiderschränken so vieler Schweizer Männer stehen. Die Gewalt, die jeden Augenblick ausbrechen kann, die steht da jeden Tag bei Fuß und dreht Däumchen. Als Sturmgewehr, aber auch als Abfallsack oder Flagge. Oder als Ordnungswahn.

(...)

II

Draußen hinter dem Haus die Wiese, übersät mit feuchten Laubklumpen. Am Zaun ein wild wuchernder Brombeerstrauch, daneben der Nussbaum. Seine Krone zerlegt das Sonnenlicht in tausend flimmernde Sterntaler, die sich auf der Hausfassade hin- und herschieben. Nach und nach fressen sie dabei den Morgentau vom Fensterglas. Auch heute deutet alles auf einen außergewöhnlich warmen Oktobertag hin.

(...)

Die Sonne steigt höher, das Lichtviereck kriecht die Zimmerwand hinab in Richtung Bettmatratze. Dann schnellen die Zeiger sämtlicher Uhren im Ort auf acht Uhr, und das zerkratzte Samsung, das auf der Holzkiste neben Reginas Bett liegt, spielt »New York, New York«.

Sie seufzt, dreht sich um, presst das Gesicht ins Kissen. Nächtliche Bilderfetzen baumeln in ihr Aufwachen hinein, es ist wieder mal der alte Angsttraum: Reißendes Wasser, in irrer Geschwindigkeit einen engen Kanal hinabfließend, und sie, Regina, mittendrin. Um sie herum andere Menschen, alle mit panischem Gesichtsausdruck, angesichts des schrägen Falls und

des Tosens, das immer näherkommt. Dieser Sog, dieser Druck, dieses Ausgeliefertsein – wie soll man das aushalten, wie soll man sich dem entziehen?

Die Handymelodie bricht ab, Regina erhebt sich mit einem Ruck, wischt sich den Traum wie Staubfusel aus dem Gesicht und stolpert aus dem Bett. Dusche, schnelles Frühstück, und weiter geht's. Der gestrige Tag komplett verloren, das darf nicht mehr passieren. Am Morgen hat sie herumgetrödelt, der halbe Nachmittag ging für Tomas drauf, alles sinnlos verlorene Zeit, dabei hat sie so viel aufzuholen bis zum Ende der Schulferien. Wenigstens war sie abends noch an der Sitzung im Jugendamt. Ein Blick aufs Handy, drei Nachrichten und ein Anruf.

Als sie den Kühlschrank öffnet, sieht sie den Topf mit den Nudeln. Komisch, hat der Junge keinen Hunger gehabt? Oder hat er wieder mal nur Kekse und Chips gegessen, weil er zu faul war, die Nudeln aufzuwärmen? Sie schnappt sich einen Joghurt, holt die Müslimischung aus dem Schrank, gibt fünf Löffel davon in eine Schüssel, schnippelt eine Banane und einen halben Apfel hinein.

Sich Müsli in den Mund schaufelnd, will sie zu ihrem Handy greifen, findet es aber nicht. Sie eilt hin und her, bis sie vor dem Garderobenspiegel über ihre Sporttasche stolpert und zugleich mit dem Arm an die Schlüsselablage stößt, worauf die Müslischale zu Boden fliegt. Sie flucht, wischt sich Müslikleckse von der Hose, flucht nochmals, zieht die Hose aus und rennt in die Dusche.

Zehn Minuten später packt sie ihre Sachen zusammen, eilt zur Ablage im Flur, dann in die Küche, dann ins Schlafzimmer, wo sie schließlich ihre Tasche findet. Sie wühlt darin herum, eilt wieder in die Küche, dann ins Badezimmer, zurück ins Schlafzimmer, doch das Handy ist nicht zu finden. Sie schlägt sich mit der flachen Hand auf die Stirn, rennt zum Kühlschrank. Zwischen Tofuburger und Butterschale liegt das Samsung. Sie geht zur Schlüsselablage im Flur, zieht einen Geldschein aus dem Portemonnaie und kritzelt einen Zettel: »Heute bis um sechs Arbeit, dann gleich Sitzung. Bin vor zehn Uhr nicht zu Hause. Du weißt ja, wo du mich findest, wenn was ist. Putz dir die Nase, kauf dir eine Pizza, mach's gut, kleiner Stupser! PS. Sorry wegen der Sauerei. PPS. Hab dich lieb!«

(...)

Regina eilt an der halboffenen Tür des Schulleitungsbüros vorbei, weiter zu dem Raum, den sie mit Conny Stühlinger, der Sozialpädagogin, teilt. Conny ist zum Glück die ganzen Ferien weg. Zwei Wochen Trommeln in der Toskana. Sich mal richtig austoben und trotzdem etwas Sinnvolles tun. So hat sie es ausgedrückt. Regina fragt sich, was genau am Trommeln sinnvoll sein sollte. Nein, sie hat beileibe nichts gegen Conny. Faire Kollegin, ausgeglichen, immer ein Lächeln parat. Nur dass sie alles anders als die anderen machen muss! Diese Originalitätssucht. Und dann das Zurschaustellen, wie glücklich sie dabei ist! Nicht nur im Beruf, auch in Beziehungsdingen. Seit zwei Jahren ist Conny mit diesem zehn Jahre jüngeren Tae Bo-Lehrer zusammen, und noch immer schwärmt sie davon, wie wahnsinnig gut das einer Frau tut.

Regina greift in ihre Handtasche, aber das verdammte Handy ist wieder mal nicht zu finden. Liegt's im Auto? Zurück will sie nicht, auf keinen Fall nochmals am halboffenen Büro vorbei. Aber wie bitteschön soll sie sich jetzt von dem Conny-Stühlinger-Gedanken lösen, wie soll sie auf diese Weise mit ihrer Arbeit anfangen? Na, erst einmal das Ritual. Fünf Minuten, keine Sekunde mehr. Kleines, hässliches Ritual, von dem niemand weiß. Sie fährt den Computer hoch, macht mit schnellem Doppelklick den Firefox auf, geht ins Youtube rein. Das übliche Stichwort, Klick auf den ersten Film, los geht's. Hundert Mal gesehen, sie kennt alles auswendig, aber trotzdem. Dieses Gefühl! Ein Welt-Katalog der Blödigkeit, und man bekommt nie genug davon! Dummheit, Dummheit, Dummheit! Sucht, Sucht, Sucht! Mit eingezogenen Schultern starrt Regina auf den Bildschirm. Auf den ersten Film folgt der zweite, auf den zweiten der dritte. Die fünf Minuten gehen vorbei, nach und nach löst sich die Anspannung in ihren Schultern.

III

Links von ihm ein Glucksen, rechts ein Rotz-Hochziehen, dann auf beiden Seiten Stille. Martin Boll stellt den Topf mit den Fusilli hin, sagt: »So, und jetzt fehlt nur noch das Gemüse.« Keine Reaktion. Links Mia, die grinsend mit dem Daumen übers Handy wischt, rechts Noah, mit einem zerknüllten Papierschnipsel Tischfußball spielend.

»Das Gemüse!«

Immer noch keine Reaktion.

»Mia!«

Mia wischt und grinst weiter. Ohne aufzublicken, sagt sie:

»Ich hab gestern.«

»Noah!«

Noah steht auf und geht in die Küche. Martin blickt ihm streng hinterher. Die liebste Bande auf der Welt, keine Frage. Trotzdem. Verwöhnung lauert überall. Man darf der Bande nicht böse sein deswegen. Die Strenge soll sie dennoch zu spüren bekommen.

Martin greift zur Schöpfkelle und verteilt die Fusilli in die Teller, dann nimmt er die Fleischgabel und macht dasselbe mit den Hamburgern. Herrlich! Endlich wieder mal etwas Rechtes zu füttern. Grundehrliche Kohlenhydrate und Proteine. Und wenn das Gewissen noch seine Portion Gemüse braucht, bitte, dann tun wir dem Gewissen halt den Gefallen!

Noah kommt mit dem Gemüse. Martin blickt auf das Grünzeug, presst die Lippen zusammen und denkt: Was muss, das muss.

Mia guckt auf ihr Handy und grinst.

»Na, was gibt's?«, sagt Sandra, die hinter ihrem Rücken auftaucht.

»Nichts.«

»Was, nichts?«

»Jenny eben.«

»Führt sie wieder mal neue Kleider vor?«

»Nö. Sie macht Scheiß.«

»Anständig reden, Mia«, ruft Martin.

»Was denn für Scheiß?«, sagt Sandra und stupst Mia an.

»Sandra!«, ruft Martin.

»Vergiss es«, murmelt Mia, wirft sich die Haare über die Schulter und macht ein Foto von sich.

»An den Tisch, Kinder, wir essen!«

»Apropos Kleider«, sagt Sandra. »Pimkie hat die Preise runtergesetzt. Die hellblaue Jeans, die wir probiert haben vor zwei Wochen, die kostet jetzt nur noch neunundzwanzig

neunzig. Wollen wir noch mal hin, Schätzchen?»

Mia setzt sich, ohne vom Handy aufzublicken. »Hm. Vielleicht.« Sie grinst und macht noch ein Foto.

»Mia«, sagt Martin. »Wir essen jetzt, und du weißt, was das bedeutet.«

Mia verdreht die Augen und legt das Handy neben ihren Teller. Martin setzt den strengen Blick auf. Man muss einfach hartnäckig sein. Kaum hat man sich's versehen, ist das Verwöhnkästchen wieder in ihrer Hand. Ständig funkt es ins Leben hinein mit seinen Schmeichelbildchen und Aufforderungspiepschen.

Am Rand seines Gesichtsfelds, ganz links außen, regt sich etwas. Ein Insekt? Martin dreht den Kopf blitzschnell nach links, aber da ist nichts, da ist nur Noah, der seine Fusilli schlabbert, beziehungsweise doch, da ist durchaus noch etwas anderes, und zwar eben dieses undefinierbare Dings, dieses Sich-noch-immer-Regende, immer noch am Rand seines Gesichtsfelds, das sich mit seinem Kopf nach links bewegt hat. Noah blickt von seinem Teller auf, Martin dreht den Kopf zurück, und das Dings, das Sich-immer-weiter-Bewegende dreht sich mit. Blasig, irgendwie bunt, eine Art langsam rotierender Saugtrichter. Jetzt kommt das Dings tiefer hinein in das Sehfeld, dreht sich schraubenmäßig weiter. Martin blinzelt, blinzelt, blinzelt, aber das Dings geht nicht weg, er schüttelt den Kopf, kurz und möglichst unauffällig, Sandra sieht es trotzdem, schaut auf, sagt »Hm?«, und er sagt »Nichts«, senkt den Kopf, und da ist das Dings schon wieder weg.

Martin versetzt dem Hamburger mit der Gabel einen herzhaften Hieb, schneidet sich ein Stück ab, steckt es sich in den Mund. Endlich Stille am Familientisch. Nur das Klappern des Bestecks und das Schlabbern, wenn Noah die Fusilli wie ein Staubsauger in den Mund zieht. Martin überhört es großmütig.

Damit er nicht über dieses Blasendings in seinem Augenwinkel nachdenken muss, sich nicht fragen muss, was und woher und warum, sagt er: »Ich hab jetzt also freigenommen für morgen. War nicht so einfach. Dass mir bloß keiner krank wird. Dienstag ist der beste Tag, müssen wir ausnützen. Besser als Mittwoch und auch besser als Freitag und besser als Samstag sowieso. Wobei, morgen hat's bestimmt auch nicht wenig Volk.«

Sandras Lächeln die reinste Zustimmung. »Was meinst, Schatz? Um neun Uhr losfahren? Dann wären wir um zehn oder so in Konstanz. Ach, mir egal, du bist der Häuptling. Auf jeden Fall zuerst zum Aldi. Damit der mühsame Kram schnell erledigt ist. Dann muss ich zum dm, ich brauch dringend ein Schaumbad und Bodylotion und einen Vorrat Ladyshave, und Mia bestimmt auch ganz viele Sachen, was, Schätzchen? Dann könnt ihr den Rest. Media Markt und so, was weiß ich. Ich geh dann noch einen Espresso am See und bisschen Sonnenschein ins Gesicht.«

Martin sagt nichts. Er könnte. Aber er tut's nicht. Meine herzensgute, wunderbare, liebe Sandra, denkt er stattdessen. Meine herzensgut-wunderbar-liebe-Espresso-am-See-Sandra. Espresso-am-See-und-ein-veganes-Crispy-Cracker-Dings bums-dazu-und-im-Gesicht-die-viel-zu-große-Sonnenbrille-weil-dies-das-Näschen-kleiner-und-süßer-aussehen-lässt-Sandra. Ein wahrer Jungbrunnen ist sie, wirklich, mit ihrer Unbekümmertheit, ihrer Begeisterung, aber manchmal ...

»Poah«, ruft Mia. »Nazi-Anschlag in Romanshorn. Die haben ein ganzes Haus abgefackelt! Krasse Typen!«

»Mia, hab ich nicht gesagt, dass das Handy ... «

»Aber in dem Haus haben Juden gewohnt, Daddy!«

»Zeig mal her«, sagt Sandra und stibitzt ihrer Tochter das Gerät aus den Fingern.

»Sandra, jetzt Herrgott noch mal!«, ruft Martin und lässt die Faust auf den Tisch sausen. Es knallt und scheppert, lauter, als er wollte.

Sandra hält sich Mias Handy an die Brust und schaut ihren Mann entgeistert an.

»Entschuldigung«, flüstert sie, »Entschuldigung, Schatz, ich, ich wollte nur kurz ... « Sie legt das Handy auf den Tisch, Martin schnappt es und lässt es in seiner Hosentasche verschwinden.

Martin Boll hält seine Familie für die beste und lustigste Bande weit und breit, dazu hat er jedes Recht der Welt. Nur gerät sie manchmal aus dem Ruder. Manchmal ist es von allem ein bisschen zu viel, doch seine Bande merkt es nicht, macht einfach weiter, wird lauter, gröber, überdrehter, wie eine Horde Kleinkinder, wie Teenager, wie die Seniorengruppen in der Rigibahn nach dem ersten Frührschoppen.

Aber auch die beste Bande der Welt soll mal zur Ruhe kommen. Da wird er zum Prinzipienreiter, was er sonst nicht ist, doch in diesem Fall lässt er sich das gern zum Vorwurf machen.

»Woran erkennt man eigentlich Juden?«, fragt Noah.

»Am Käppi«, sagt Sandra.

»Die meisten Juden haben kein Käppi. Borat zum Beispiel«, wendet Mia ein.

»Borat ist ein Jude?«

»Den Schauspieler meine ich. Der, wo Borat spielt. Wie heißt er noch mal? Baron Sascha oder so. Aber meistens erkennt man sie am Namen. Alles mit Grün zum Beispiel ist jüdisch, oder Gold, oder Baum.«

»Was, Baumgartners sind Juden?«, ruft Noah.

»Nö, die sind bestimmt keine Juden. Juden sind gescheit. Baumgartners nicht«, sagt Sandra und lacht. »Ab und zu stimmt das mit dem Namen eben doch nicht, gell, Schatz? Wie auch immer. Ich jedenfalls behandle jeden gleich, ob er nun ein Jude ist oder sonst irgendwas. Und das solltet ihr auch tun.«

»Mama hat recht. Und das Käppi heißt Kippa. Wer nimmt noch ein Stück Fleisch?«, sagt Martin und speißt einen Hamburger auf die Gabel.

»Grüninger!«, ruft Noah.

Mia rümpft die Nase. »Welcher Grüninger?«

»Der vom Sportladen. Ist der Jude?«

»Noah, Fleisch?«

»Juden machen keinen Sport.«

»Warum machen sie keinen Sport?«

»Noch einen Hamburger, Mia?«

»Dürfen sie eben nicht. Wegen den Gesetzen.«

»Dann nehm ich ihn halt selber«, sagt Martin, »es sind übrigens nur die Orthodoxen, die nicht dürfen. Die andern sind genauso wie wir. Fast.«

»Und warum muss ich nächste Woche ins Fußballtrainingslager? Ist das auch ein Gesetz?«, ruft Noah.

Mia seufzt. »Klappe, Noah!«

Martin weiß, er sollte der Diskussion ein Ende setzen. Aber das geht jetzt gerade nicht. Das drehende Blasendings ist nämlich wieder da. Ein blasiges Drehdings, ein sich schraubender Blasentrichterballon, wie soll man es denn nennen? Jetzt wandert es vom Rand in Richtung der Mitte. Wenn man zu ihm hinschaut, schneller. Wenn man geradeaus schaut, langsamer. Also besser geradeaus schauen. Sowieso besser gar nichts tun. Eben noch war es hellblau, aber nun wird es orange und entfaltet dazu ein komisches Muster, aber woher kommt es denn, dieses farbspuckende Drehblasendings, und woher kennt er das, irgendwie kommt es ihm bekannt vor? Und noch wichtiger: Was macht das Ding hier, was sagt es ihm? Denn irgendwas sagt es doch, es ist ja nicht für nichts da, es hat eine Mitteilung für ihn, dieses Blasendings. Wenn man es nur wüsste, aber er kann sich nicht konzentrieren, der Lärm rundherum wird immer lauter, das Schwafeln wird zum Plärren, das Plärren zum Kreischen, Namen drängeln sich in seine Gehörgänge, Felix Grüninger, Mark Zuckerberg, Hans-Peter Baumeler, Jeff Goldblum, jemand lacht schallend, jemand anderer kreischt, das Drehfarbendings flimmert weiter, Martin hebt die Hand und knallt sie auf den Tisch, einmal, zweimal, dreimal, das Geschirr scheppert, ein Wasserglas kippt um und entleert sich, und dann ist endlich Ruhe am Tisch, und das Schraubenmusterdings weg.

(...)

XIII.

Das Schweizer Mittelland: ein voralpines Molassebecken, eingeteilt in Bauzonen, Landwirtschaftszonen, Erholungszonen. Dazwischen Drumlins, Grundmoränen und Schwemmkegel. Von Weitem sehen sie aus wie bewaldete Dinosaurierrücken. Nach und nach nimmt die Dämmerung all dies in Beschlag. Wie eine Verbrecherkönigin verteilt sie die Mitglieder ihrer Bande auf die Posten, erst in den Senken und Furchen, dann lässt sie es auch oben auf den Saurierhügeln eindunkeln.

In schmalen Lichtkorridoren kaum nachlassende Ströme von Menschen, Fahrzeugen, Daten. Zischende Bustüren, klackernde Schuhabsätze und das Plong der Nachrichten auf den

Handys als stetiges Murmeln im Hintergrund. Schritte in der Bahnstufung, Schritte an der S-Bahn-Haltestelle, Schritte in der Mehrfamilienhaussiedlung. Hier drei einzelne Nachhausegeher hintereinander, zwei schwenken ab, bleibt noch einer, er wandelt zwischen Abfalltonnen und Buchsbäumen, dann hält er inne, eine Gartentür quietscht, sein Schlüsselbund klirrt. Ein Spalt warmen Lichts zeigt sich, wird breiter, dann schlägt die Tür zu und drin ist er. Schritte auch am schwach beleuchteten Spielplatz, am Flussufer, am Waldrand, immer dabei das Hecheln des vierbeinigen Freundes und die knisternde Kacktüte. Da und dort Schritte der letzten Besorgungen, Schritte zur Spätschicht, Schritte von Nachtschwärmern. Und immer über alles wachend: der Mond, dieser alte Himmelskäse. Einbrechende Nacht im Schweizer Mittelland, über seinen Lichtkorridoren und dunklen Inseln. Der Grund aus Asphalt, Kies oder festgetretener Erde, darunter die Molasse, und in den Bergen, wo die dunklen Inseln größer werden, der Alpengranit. Überall und lautlos geht Sedimentierung, Vergneisung, Verwitterung vonstatten. Und wenn das letzte Glühen am westlichen Himmel längst weggescheuert und die Schlafenszeit gekommen ist, beginnen in den Köpfen der Menschen die Träume zu knirschen. Nacht für Nacht tun sie es, und draußen wanken und schubbern die Landschaftssaurier und murmeln einander dumpfe Laute zu. Ihre Bewegungen spiegeln sich in den Träumen der Menschen, werden dabei immer ruppiger, bis sie als Lust- oder Angstbilder die tiefen Schächte des Schlafs aufreißen. Aufwachen nach Mitternacht, nach langem Winden und Seufzen das Aufstehen, der Tee mit Honig, Baldriantropfen, eine Bachsonate, und irgendwann zurück unter die Decke und weiterschlafen. Oder auch nicht. Griff zum Handy, kurz die Fußballergebnisse, die Webcam der Playa de Troya auf Teneriffa, kurz die Erinnerung an den letzten Sommer abgerufen, dann die Lottozahlen und vermischte Nachrichten mit Mord, Totschlag und Prinzenhochzeiten. Und zwischendurch immer wieder mal schnell auf die Timeline im sozialen Netzwerk, die liebsten Mode-, Auto- oder Techblogs, dann zurück zu den Nachrichten und noch mal schnell zur Webcam auf Teneriffa, und jaja, natürlich, so geht das mit dem Einschlafen noch schlechter, das weiß man, aber was will man, die Ruhe war von Anfang an nicht da, und so macht der Daumen immer weiter, und der Honigtee, der jetzt vielleicht noch helfen würde, die paar Übungen autogenes Training, an die man sich noch erinnert, die warten vergeblich.

Das Buch erscheint am 21. August 2020

Weitere Informationen: www.arche-verlag.de

Originalausgabe

1. Auflage 2020

© 2020 Arche Literatur Verlag AG, Zürich-Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-7160-2790-5